„Da ist eine Frau unter den Teilnehmern!“ Zur Rolle der Frauen im Wiener Wohnbau

Zeitfenster 1990

Zu den nur wenig bekannten Aspekten des heimischen Wohnbaus zählt die Frage, welchen Anteil Frauen daran hatten. Welche Rolle spielten sie eigentlich in der Baugeschichte Österreichs und speziell Wiens? Gab es überhaupt Frauen, die im Wohnbau tätig waren, und falls ja: wer waren sie, wie hießen sie, und was genau taten sie?

Es ist ein für die österreichische Geschichtsforschung beschämender Umstand, dass wir über diese Fragen bis heute nur in Ansätzen informiert sind. Tatsächlich wurde erst vor kurzem begonnen, die Wissenslücke – zumindest ein Stück weit – zu füllen. Rezente Ausstellungen im Belvedere („Stadt der Frauen“) oder im Jüdischen Museum („Die bessere Hälfte“), sowie wissenschaftliche Studien insbesondere von Sabine Plakolm-Forsthuber, Iris Meder und Sabina Astrid Rieß haben zwar endlich etwas Licht ins Dunkel gebracht. Doch immer noch ist unser Wissen über den weiblichen Anteil in der Kunst- und Architekturgeschichte Österreichs fragmentarisch, und immer noch lassen sich gerade deshalb spannende Entdeckungen machen. So etwa aktuell im Kuppelsaal der Technischen Universität Wien, wo im Rahmen der Ausstellung „Pionierinnen der Architektur“ an rund 20 ehemalige Studentinnen und Absolventinnen des Hauses erinnert wird. Zu erkunden sind dort die Lebenswege von heute kaum mehr bekannten, biographisch oft nur schwer fassbaren, aber höchst beeindruckenden Persönlichkeiten- Künstlerinnen allesamt, die von der Geschichtsschreibung bislang ignoriert oder buchstäblich vergessen wurden. Auf einige dieser Frauen soll im Folgenden schlaglichtartig eingegangen werden, und zwar nicht nur aus Gründen der historischen Vollständigkeit, sondern auch, um zu zeigen, dass der weibliche Beitrag zur Wiener Baugeschichte bedeutend und überdies oft hochinnovativ war. Freilich, einfach hat man es den Architektinnen in Österreich nie gemacht. Der Zweifel an ihrem fachlichen Können und die Geringschätzung, die ihnen von Seiten der Männer oft entgegenschlug, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte jener vergessenen Pionierinnen.

Höchst bezeichnend etwa ist der Fall von Margarete Schütte-Lihotzky, die 1920 gemeinsam mit ihrem Kollegen Alois Berger (1893-1970) an einem Bauwettbewerb für eine Siedlungsanlage teilnahm. Ihr Entwurf, den sie anonym unter dem Kennwort „GLAB“ (Anfangsbuchstaben von Grete Lihotzky und Alois Berger) eingereicht hatte, wurde von der Jury prompt als „die beste Lösung der Baulichkeiten“ gewertet. Groß war dann die Überraschung, als bekannt wurde, dass dieses Projekt maßgeblich von einer damals erst 23-jährigen Studentin

stammte. Beim Öffnen der Briefumschläge der Siegesentwürfe rief der Sekretär der Jury mit ungläubigem Staunen: „Da ist eine Frau unter den Teilnehmern!“

Margarete Schütte-Lihotzky hatte das Glück, an der Wiener Kunstgewerbeschule (der heutigen Universität für Angewandte Kunst), wo sie ihre Ausbildung erhielt, von Anbeginn ernst genommen worden zu sein. Ihr Lehrer Oskar Strnad (1879-1935) – nach seinen Plänen wurde 1931-32 das Wohnhaus in der Loeschenkohlgasse 30-32, XV., errichtet – förderte sie behutsam und schärfte ihr ein, sich über ein einmal gewähltes Thema stets gründlich und nach allen Seiten hin zu informieren. Als Margarete Schütte-Lihotzky an einem Wettbewerb für Arbeiterwohnungen teilnehmen wollte, willigte Strnad zwar ein, stellte aber eine Bedingung. „Bevor Sie damit anfangen, gehen Sie hinaus in die Arbeiterbezirke und sehen Sie sich an, wie die Arbeiter bei uns heute wirklich wohnen und leben.“

Dass Schütte-Lihotzky überhaupt Architektur studieren konnte, war im Wien jener Jahre alles andere als selbstverständlich. Bis 1919 war das Architekturstudium in Österreich für Frauen tatsächlich nur an der Kunstgewerbeschule möglich, und wer dort keine Aufnahme fand, sah sich gezwungen, von seinem Berufswunsch Abstand zu nehmen – oder aber ins Ausland zu wechseln. Diesen Weg schlug etwa Lilia Polak-Sofer ein. Die als Lilia von Skalla geborene Wienerin, die als Kind einige Jahre in Dresden verbracht hatte, inskribierte ebendort 1915 an der Technischen Hochschule das Fach Hochbau. Nach Beendigung ihres Studiums, das sie mit ausgezeichnetem Erfolg absolviert hatte, kehrte sie 1920 nach Wien zurück. Dort arbeitete sie anfangs am Bau als Maurerlehrling sowie in einer Zimmermannswerkstatt, um auch die praktischen Seiten des Berufs kennen zu lernen. Bald schon aber trat „Frau Ingenieur“ (Egon Salzer), die mittlerweile geheiratet hatte und den Namen Polak-Sofer trug, auch wieder als Architektin in Erscheinung. Sie errichtete u.a. ein Kinderheim in Laa an der Thaya und wirkte an großen Ausstellungsprojekten mit, so etwa 1925 an der Hygiene-Ausstellung im Wiener Messepalast. Anhand einer eigens aufgebauten begehbaren Musterwohnung wurde dort auf die Einhaltung hygienischer Wohnstandards hingewiesen. Es war das ein in der Öffentlichkeit breit diskutiertes Thema, das gerade die Architekten in die Pflicht nahm, weil sie es waren, die für moderne und gesunde Wohnungen zu sorgen hatten.

Abbildung 1: Polak-Sofer und Sohn

Als Polak-Sofer Mutter wurde, verlagerte sie ihr Tätigkeitsfeld, wohl auch aus Zeitgründen, zunehmend aufs Schreiben. Sie verfasste Artikel für Tageszeitungen, in denen sie ein leidenschaftliches Plädoyer für eine neue Wohnkultur hielt und dazu aufrief, mit alten und überkommenen Konventionen zu brechen: Hinweg mit den Zwängen des bürgerlichen Wohnens, fort mit all den schweren und staubigen Möbeln. Eine Wohnung, so die Architektin, sei nicht zum Repräsentieren da, sondern müsse zweckmäßig eingerichtet sein und den Anforderungen des modernen Alltags entsprechen. „Nur dann, wenn die Wohnung der Ausdruck unseres Lebensniveaus und unserer Lebenskultur ist, wenn zweckmäßige Einrichtungen, letzte Errungenschaften der Technik vorhanden sind, die unsere Nervenkraft schonen, kann man von einer guten, einer wahrhaft modernen Wohnung sprechen."

So interessant und zukunftsweisend die Ansichten von Polak-Sofer auch waren – nicht zuletzt deshalb, weil sie mitunter an die Theorien des Wohnreformers Josef Frank erinnern –, als Architektin verliert sich schon bald ihre Spur. Kreativ tätig war sie aber auch weiterhin, allerdings in einem anderen Metier. Unterstützt und motiviert von ihrem Ehemann wurde sie Mitte der 1920er Jahre bei Max Reinhardt vorstellig, der sie prompt unter Vertrag nahm. Damit war der Grundstein für eine glänzende Schauspielerkarriere gelegt, die sie bis nach Hollywood führen sollte – wenn auch nicht freiwillig, sondern unter Zwang, da ihr Ehemann jüdischer Abstammung war und die Familie 1938 aus Wien flüchten musste.

In den USA gelang es Polak-Sofer verhältnismäßig rasch, beruflich wieder Fuß zu fassen. Unter ihrem Mädchennamen Lilia Skala spielte sie anfangs in New York Theater und trat u.a. in der „Dreigroschenoper" sowie in einer Bühnenfassung des Tagebuchs der Anne Frank auf. 1963 stand sie mit Sidney Poitier in dem preisgekrönten Film „Lilien auf dem Felde" *(„Lilies of the Field"*) vor der Kamera, erhielt dafür einen *Golden Globe* und wurde für den *Oscar* nominiert. Einen ihrer letzten Filmauftritte hatte sie 1983, damals schon hochbetagt, in dem Streifen „Flashdance", wo sie eine Tanztrainerin darstellte – eine Rolle, für die sie prädestiniert schien, da sie Zeit ihres Lebens auch für die Tanzkunst Interesse zeigte und schon in ihrer Jugend als Mitglied eines Tanzensembles im Wiener Konzerthaus aufgetreten war.

Die von Polak-Sofer vehement gestellte Forderung nach einer neuen Wohnkultur, d.h. nach einer sinnvollen Wohnraumgestaltung, die den Bedürfnissen des modernen, des „neuen" Menschen entspricht und ihm das Leben erleichtert – diese Forderung wurde auch von einer anderen vergessenen Architektin Wiens erhoben. Das Leben der 1880 in Wien geborenen Ella Briggs-Baumfeld weist in der Tat zahlreiche Parallelen zu jenem von Polak-Sofer auf.

Abbildung 2: Ella Briggs

Wie diese war auch Briggs gezwungen, ihr Studium außerhalb Österreichs zu bestreiten, und genau wie diese musste auch sie in den 1930er Jahren vor den Nazis fliehen. Ihre Ausbildung zur Architektin erhielt Briggs an der Technischen Hochschule in München, das Diplom wurde ihr im August 1920 verliehen. Gleich im Anschluss zog sie in die USA, wo sie in New York und Philadelphia in verschiedenen Architekturateliers tätig war und Einfamilienhäuser sowie Kleinhausgruppen realisierte. 1925 kehrte sie nach Wien zurück, und noch in demselben Jahr erhielt sie den Auftrag, in Wien Döbling einen großen Wohnbau mit 119 Wohnungen (den sog. Pestalozzihof) sowie ein daran angeschlossenes Ledigenheim zu errichten. Mit diesem Auftrag schrieb sie sich in die heimische Architekturgeschichte ein, denn Briggs war neben Margarete Schütte-Lihotzky die einzige Frau, die am Wohnbauprogramm des Roten Wien als ausführende Architektin mitwirkte. Auf diesen Punkt hat auch der damalige Wiener Bürgermeister Karl Seitz anlässlich der Eröffnung des Pestalozzi-Hofes am 27. Februar 1927 hingewiesen. In seiner Ansprache erklärte er: „Der Bau, den wir heute eröffnen […] ist nicht von einem Künstler, sondern von einer Künstlerin entworfen. Architektin Ella Briggs hat hier gezeigt, daß die Frau auch auf dem Gebiet der Baukunst berufen ist, und die Gemeinde Wien hat sich durch ihre Berufung abermals zu dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Geschlechter in Wirtschaft und Arbeit bekannt.“ Dieses stolz verkündete Bekenntnis zur Frauenförderung hatte allerdings auch seine Grenzen. Denn das 1928 eröffnete Ledigenheim (Billrothstraße 9), das als Studentenheim Verwendung fand und mit 27 Zimmern und modernen Gemeinschaftseinrichtungen (Studierzimmer, Schreibzimmer, Musikraum, Teeküchen, Duschekammern) großzügig ausgestattet wurde, war allen Beteuerungen zum Trotz den männlichen Studenten vorbehalten. Studentinnen durften nur als Besucherinnen, nicht jedoch als Mieterinnen ins Heim kommen.

Mit der Dollfuß-Diktatur und dem Nationalsozialismus brachen auch für die Wiener Architektinnen dunkle Zeiten an. Viele von ihnen mussten fliehen, einige – wie etwa Friedl Dicker-Brandeis, die u.a. als Innenarchitektin tätig war – wurden ermordet. Nach dem Ende des braunen Terrors, als das Land wiederaufgebaut werden musste, gab es für Architekten zwar prinzipiell ein reiches Betätigungsfeld – doch Frauen kamen dabei erneut nur selten zum Zug. Ausnahmen, wie die erwähnte aktuelle Ausstellung an der Technischen Universität Wien deutlich macht, gab es zwar durchaus. Allerdings fällt auf, dass die Architektinnen nach 1945 bevorzugt für die Planung von Einrichtungen wie Kindergärten, Heimen oder Schulen, nur selten aber für den Wohnbau herangezogen wurden. Dieser scheint auch weiterhin eine männliche Domäne geblieben zu sein, in die Frauen nur punktuell und in Ausnahmefällen der Zutritt gewährt wurde.

Tatsächlich sollte es noch lange dauern, ehe sich dieser Zustand zu ändern begann. Erst als in den 1980er und 1990er Jahren immer öfter von *frauengerechter Planung*, von *gender mainstreaming* und von *frauenorientierter Raumzivilisierung* die Rede war, ging ein Ruck durch die Branche. Laut und deutlich wurde nun artikuliert, dass

„Frauen Architektur anders wahrnehmen als Männer und sich in den Räumen anders verhalten, und dass sie anders architektonisch denken und handeln.“ (Katharina Weresch) In Wien hat man auf diese Situation rasch reagiert. 1992 wurde gemäß dem Motto „Frauen sichtbar machen“ das *Frauenbüro* der Stadt Wien gegründet, und im Juni 1998 hat man in der Stadtbaudirektion die *Leitstelle Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen* geschaffen. Ihre Aufgabe lag darin, in städteplanerischen Fragen die Bedürfnisse von Frauen stärker als bis dahin gewohnt zu berücksichtigen. Schon drei Jahre davor, 1995, wurde ein Architekturwettbewerb für das Modellprojekt *Frauen-Werk-Stadt* in der Donaufelder Straße (XXI.) ausgeschrieben. Ziel war es, 359 Wohnungen für rund 1000 Menschen zu errichten, und als die ersten Mieter und Mieterinnen in die von Franziska Ullmann, Gisela Podreka, Elsa Prochazka und Liselotte Peretti geplante Anlage einzogen, stellte dies nichts weniger als einen städtebaulichen Meilenstein dar. Tatsächlich nämlich handelte es sich bei der Frauen-Werk-Stadt, die seit 2018 den Namen Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof trägt, um „das europaweit größte von Frauen nach Kriterien des frauengerechten Wohnbaus geplante Bauvorhaben“ (Eva Kail). Gezielt und in souveräner Weise wurde dort auf all jene Forderungen eingegangen, die in der baulichen Umsetzung ein Höchstmaß an Wohnqualität garantieren – und zwar für alle Bewohner, nicht nur für die Frauen. Im Vordergrund der Planung standen Kriterien wie *Freiflächenvielfalt* (mit Gartenhöfen, Wiesen, einer Wohn- und Spielstraße sowie einem zentralen Platz, der als Bewegungsraum und Begegnungszone fungiert), *Sicherheit* (in der Anlage befindet sich ein Polizeiwachzimmer, sog. Angsträume wie dunkle Gänge oder Unterführungen wurden vermieden oder weitgehend minimiert); sowie *Vereinbarkeit von Hausarbeit und Kinderbetreuung*, der insofern entsprochen wurde, als viele Wohnküchen einen Erker aufweisen, von wo aus der Blick auf die Spielflächen im begrünten Hof möglich ist.

Der Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof, der auch international Aufsehen erregte und bis heute regelmäßig von in- und ausländischen Studierenden besichtigt wird, zählt fraglos zu den gelungensten Anlagen in der neueren Wiener Baugeschichte. Die Bewohnerinnen und Bewohner können dies bestätigen. In von *Wiener Wohnen* geführten Gesprächen vor Ort wurden u.a. die großzügige Freiräumlichkeit hervorgehoben, die kontinuierlich sich verbessernde Infrastruktur (im Hof eröffnete vor kurzem eine Kinderarztpraxis), die gute Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz, die Internationalität sowie die breite Altersdurchmischung der Bewohnerinnen und Bewohner, v.a. aber die in der Anlage gelebte Solidarität. Als während des Interviews einer der Gesprächspartnerinnen der Wohnungsschlüssel in einen Belüftungsschacht fiel, setzten eine zufällig vorbeikommende Nachbarin und deren Sohn sofort alles in Bewegung, um den Schlüssel aus den Tiefen des Schachts wieder hervorzuholen. Und tatsächlich: nach kurzer Beratschlagung wurden die notwendigen Schritte gesetzt, und nur fünf Minuten später lag der Schlüssel wieder in den Händen der dankbaren Besitzerin. Mutter und Sohn grinsten: „Ja, so ist das bei uns in der Frauen-Werk-Stadt!“ Und auf die abschließende Frage, ob der Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof eigentlich als frauenspezifische Anlage wahrgenommen wird und ob man stolz darauf sei, zuckten die Bewohnerinnen die Schultern. „Ach, wissen Sie, uns ist die Etikettierung nicht so wichtig. Der Wohnort muss funktionieren. Und das tut die Frauen-Werk-Stadt!“

Bild Credits:

Abbildung 1: © Libby Skala/New York

Abbildung 2: © Despina Stratigakos/University at Buffalo